

## „The Streets“ in Berlin: Ein Gefühl wie Heimkommen

Nach einem Jahr kehrt Mike Skinner in die Columbiashalle zurück

Norman Börner

Berlin. Mike Skinner kann einfach alles und das nervt, weil er die eigene Mittelmäßigkeit offenbart. So rappt es zumindest der deutsche Rapper Fatoni in seinem Song „Mike“. Beim Konzert des Briten in der Berliner Columbiashalle präsentiert sich Skinner allerdings so nahbar wie wenige Künstler. Bodenständig, authentisch und fast mehr im Publikum als auf der Bühne. „This is my home today“, „You are in my house“, ruft Skinner beim ersten Bad der Menge. Danach werden die Schuhe ausgezogen, wie es sich fürs nach Hausekommen gehört. Nach einem Jahr wieder zurück in der Columbiashalle, wo „The Streets“ 2024 das Publikum begeisterten.

Es ist unglaublich, was es für die Stimmung eines Konzerts bedeutet, wenn sich Künstler von üblichen Floskeln und Bühnenroutinen lösen. „The Streets“ haben in Berlin von Beginn an mehr vor, als im Glanz alter Tage zu baden und ein paar Songs herunterzuleiern. Selbst dass Skinner sich die Mühe macht, das halbe Konzert auf einer Box stehend herunterzureißen, ist schon mehr Aufwand als so manch andere Band live betreibt.



Mike Skinner bei einem Auftritt in der Columbiashalle. IMAGO

Und auch das Publikum hat Bock, aus dem braven Duktus eines Konzerts unter der Woche auszubringen. Statt routiniertem Kopfnicken zum Solo-Bier gibt es Moshpit und Ekstase. Gleich das Opener-Trio aus den Songs „Turn the Page / Who's Got the Bag / Let's Push Things Forward“ ist eine geniale Reise durch die Diskografie. Zwei Banger vom Debüt-Album rahmen den neueren Song „Who's Got the Bag“, der eine trashige Hommage an Hedonismus und Nachtleben ist, bei der nicht ganz sicher ist, ob der Exzess verhöhnt oder gefeiert wird. Das Publikum entscheidet sich für feiern. Mit dem Hintergrund, dass der Song während des Corona-Lockdowns entstanden ist, beschreibt er wohl eher die reale Sehnsucht nach durchzechten Nächten. Vier Jahre später ist der Hunger weiter ungestillt.

Dasselbe gilt auch für Skinner. Als „The Streets“ vor 23 Jahren ihr erstes Album „Original Pirate Material“ veröffentlichten, war es nach unzähligen Britpop-Sensationen ein neuer Sound, der aus Großbritannien nach Europa schwappte. Hip-Hop, aber ohne Ami-Bombast und deutsche Fanta-4-Peinlichkeit. Texte, die von der Lebenswelt der englischen Arbeiterklasse erzählen. Die Strophen literarisch geschrieben, ganz ohne Pathos, von Skinner weniger gerappt, sondern mit nögigem Cockney-Dialekt vorgetragen.

Stark ist beim Auftritt in Berlin auch der Sound, der mit Bass, Gitarre, Backup-Sänger, Schlagzeug und Synth-/Bass-Wänden in die Hitze der Columbiashalle drückt. „This is my home and I'm your father“, ruft Skinner noch einmal in die Menge. Ok, fair Deal, Mister Skinner!

Felix Müller

Berlin. Wann ist ein Bild fertig? Manche Motive können den Berliner Künstler Andreas Silbermann jahrelang beschäftigen. Da ist zum Beispiel die Silhouette der Stadt Weißwasser in der Oberlausitz. Das Gemälde hängt an einer Wand vor der Tür seines Schöneberger Ateliers, aber er stellt es immer wieder auf seine Staffelei und werkelt daran herum. Es erinnert an eins der größten Meisterwerke der Kunstgeschichte, an Jan Vermeers „Ansicht von Delft“, entstanden 1660/1661 und zu besichtigen im Mauritshuis in Den Haag. Silbermann hat selbst schon als junger Mann davor gestanden.

Was die beiden Bilder verbindet, ist die dramatische Komposition. Weißwasser und Delft erscheinen nur als schmale Bänder in der Bildmitte, große Teile der Leinwand werden oben vom Himmel und unten von einer weiteren Freifläche eingenommen – bei Vermeer ist es der Fluss Schie, bei Silbermann eine rissige Betonpiste. Es ist, als ob die Stadtansicht durch diese Rahmung etwas besonders Dringliches bekäme. Auf beiden Bildern lädt sie mit ihrer detaillierten Fülle von Fassaden, Winkeln und Dachvorsprüngen zu Entdeckungsreisen ein.

Silbermann würde sich niemals mit Vermeer vergleichen. Sein Bild ist eine Verneigung, eine kleine Hommage. Und es findet auch zu einer ganz eigenen Sprache: Denn ihm geht es nicht darum, die Schokoladenseite der Realität zu porträtieren. Auf seinen Bildern findet er die Schönheit im Unspektakulären: in der Geometrie der Zweckbauten, im Schattenfall eines Tankstellendachs oder in der Lichtreflexion auf einem Geräteschuppen. In der Ausstellung „unterwegs“ in der Galerie Poll, die Arbeiten aus den Jahren 2023 bis 2025 präsentiert, kann man seine Bilder derzeit im Detail studieren – sie tragen Titel, die in ihrer Lakonie perfekt zu ihren Motiven passen: „Rotes Silo“ etwa, „Gelber Sprungturm“ oder „Strandbad Wannsee“.

Menschen sind darauf nicht zu sehen, doch sind sie indirekt präsent. Die immer auch etwas kitschverdächtige Pracht einer urwüchsigen Landschaft sucht man bei Silbermann vergebens. Seine Bilder erzählen davon, wo und wie Menschen ihre Spuren hinterlassen, wenn sie nicht an Gestaltung, sondern an Nutzwert denken, an Materialersparnis beim Bauen etwa, an Energieeffizienz oder Wetterfestigkeit. Doch die Schönheit kommt durch die Hintertür zurück. Silbermann findet sie in ungewöhnlichen Perspektiven – etwa im Blick auf die Architektur am Strandbad Wannsee oder ein Bauhaus-Gebäude in Tel Aviv – und vor allem im Lichteinfall und den Farben.

So entsteht eine fesselnde Melancholie, die von weitem an die Szenarien Edward Hoppers erinnert. Bei aller Verlorenheit wirft jedes dieser Bilder auch die Frage auf, was hier gerade ge-

# Die Schönheit verlorener Orte

Der Berliner Maler Andreas Silbermann stellt ins Zentrum, was sonst übersehen wird. Die Galerie Poll zeigt in der Ausstellung „unterwegs“ seine Bilder



Andreas Silbermann in seinem Schöneberger Atelier. SERGEJ GLANZE/FUNKE FOTO SERVICES



Tel Aviv (2025), 52,5x41,5 cm, Öl auf Leinwand auf Holz, gerahmt.



Monopoli (2025), 44x66 cm, Öl auf Leinwand auf Holz, gerahmt.



Strandbad Wannsee (2024/25), 95x140 cm, Öl auf Leinwand, gerahmt. ANDREAS SILBERMANN / COURTESY GALERIE POLL, BERLIN(3)

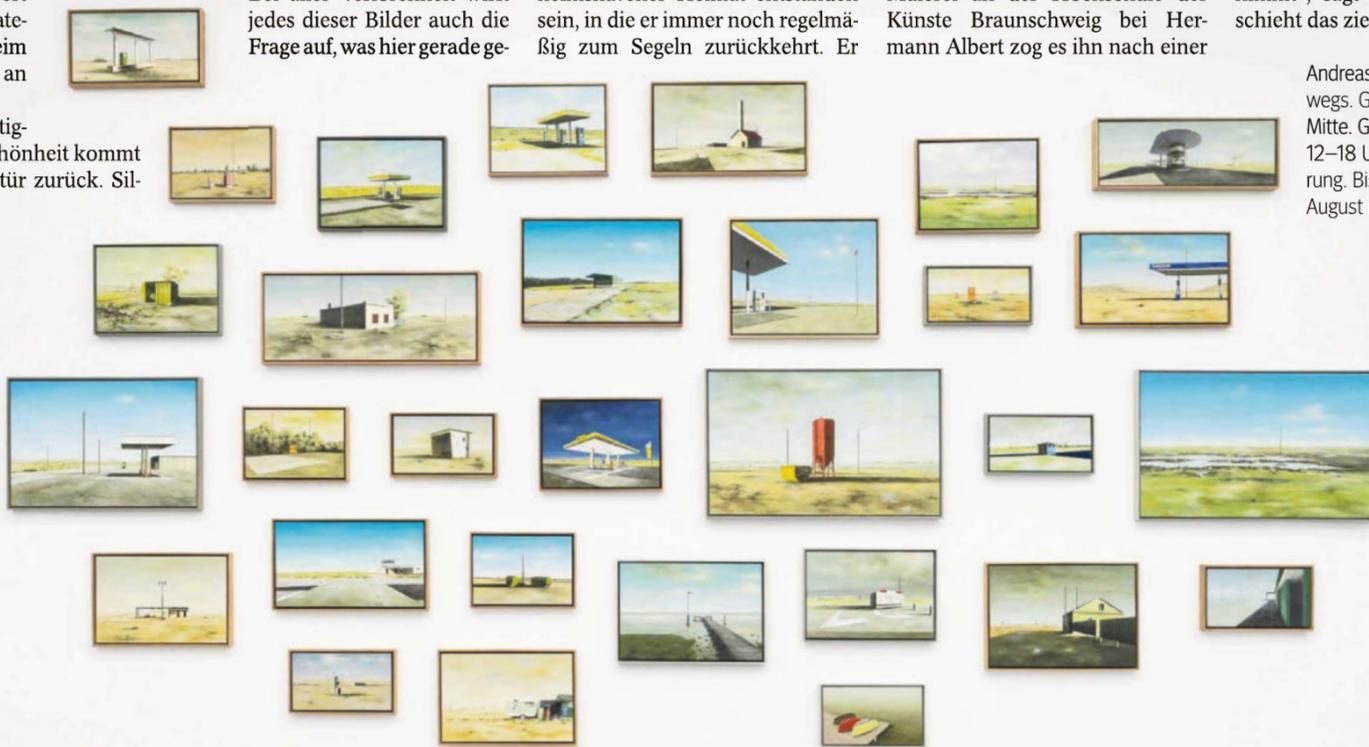
schehen ist oder geschehen wird. Zugleich ist die Liebe zur Weite der Welt spürbar – und zu ihrem Licht. Beides mag in Silbermanns Wilhelmshavener Heimat entstanden sein, in die er immer noch regelmäßig zum Segeln zurückkehrt. Er

nennt sich selbst einen „Halbzeit-Berliner“, auch wenn er hier seit vielen Jahrzehnten lebt. Nach dem Wehrdienst und dem Studium der Malerei an der Hochschule der Künste Braunschweig bei Hermann Albert zog es ihn nach einer

kurzen Kölner Zwischenstation an die Spree, wo er kurz nach der Wende ankam. Mit seinen Geschichten über diese Zeit, in der man in Berlin noch problemlos und günstig an Atelier- und Ausstellungsräume kam und die Stadt vor Kreativität nur so brummt, könnte man ganze Bücher füllen.

Dass er sich für die Malerei entschied, erklärt er ganz simpel: „Ich konnte nichts anderes. Das war das einzige, was mich nicht gelangweilt hat“. Die Anfänge waren, wie häufig bei jungen Künstlern, holprig und ohne Nebenjobs wie am Nachtschalter einer Tankstelle nicht zu haben. Doch dann wurden die Galeristen auf ihn aufmerksam, darunter die Düsseldorfer Galerie Eikermann oder eben die Galerie Poll in Berlin, wo er nun seine zweite Einzelausstellung präsentiert. Es sind Bilder, die dem sonst Übersehenen zu seinem Recht verhelfen. Vielleicht arbeitet Silbermann deshalb so lange daran. Woran erkennt er also, dass ein Bild fertig ist? „Daran, dass die Galerie es mir wegnimmt“, sagt er. Zum Glück geschieht das ziemlich häufig.

Andreas Silbermann: unterwegs. Galerie Poll, Gipsstr. 3, Mitte. Geöffnet Di.–Sbd., 12–18 Uhr und nach Vereinbarung. Bis 2. August, danach im August nach Vereinbarung.



Blick in die Ausstellung in der Galerie Poll. ANDREAS SILBERMANN / DOTGAIN.INFO